

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Rudolf Virchow als getreuer Gfart.

Wie Professor Virchow über das Umsturzgesetz und die politische Lage im Allgemeinen denkt, darüber bringt der Pariser „Matin“ von seinem Berliner Korrespondenten ein interessantes Interview.

„Sie vergessen,“ äußerte sich Rudolf Virchow auf die Frage des Korrespondenten, „daß ich politisch jetzt ein Isolierter, Vereinsamer bin. Ich bin in dem Reichstagsbezirk, den ich seit Jahren vertrat, von einem Sozialdemokraten geschlagen worden meine politische Wirksamkeit beschränkt sich auf Anträge und Stadtverordneten, wo ich mich übrigens auf hygienische Fragen beschränke. Meine Ansichten von der politischen Lage sind daher nur die eines Zuschauers, der auf den Gang der Dinge kaum mehr irgend einen Einfluß ausübt.“

Von der Umsturzvorlage, nach der Sie mich fragen, denke ich so schlecht wie möglich. Uebrigens ist es ein leeres Gerücht, daß die Vorlage auf „eine hohe Inspiration“ zurückzuführen ist. Was vorliegt, ist lediglich die Reaktante, die Bedeutung einer Idee zu praktischem Ergebnis, die aus schwer zu definierenden Kreisen stammt. Sie wissen ja, daß es überall furchtsame Naturen giebt, die sich schon bei ihren Schatten erschrecken. Die Furcht hat ihre Herren, wie der Mythos und die Rhythmi. Wenn diese Unzufriedenen anfangen zu kichern, glauben Sie, daß die ganze Welt mit ihnen zusammen zittert. In ihrer Verwirrung vergessen Sie das Geil nur in Wagsregeln von äußerster Härte — sie befehlen Sie, daß die Unterdrückung, namentlich die der Idee, stets die Revolte oder die Rebellion zum Ergebnis hat.“

„Es scheint mir übrigens ausgeschlossen, daß die Vorlage in der gegenwärtigen Form Gesetz wird. Wenn, wie sich aus einer Reihe von Anzeichen ergibt, das Centrum dagegen stimmt, ist das bereits gesichert. Uebrigens werden außer den Ultramontanen auch eine Anzahl Nationalliberaler und selbst Konserverativer der Vorlage Widerstand entgegenstellen. Zusammen mit den Freikämigern und Sozialisten wird das eine sichere Mehrheit gegen das Gesetz geben.“

„Was aber dann kommen wird, das ist für mich wenigstens absolut dunkel. Ich sehe den jetzt an das übergekommenen Männern zu sein, um ihre Hintergedanken zu kennen, ja, um zu wissen, ob sie ihnen haben. Ich weiß daher nicht, was sie eintreten falls zu ihnen gedankt. Sie werden übrigens, wie mir scheint, keine allzu große Macht. Sie werden vermutlich entweder einfach auf das Umsturzgesetz verzichten oder den Reichstag aufzulösen müssen. Eine Auflösung des Reichstags aber unter den gegenwärtigen Umständen und auf eine solche Abstimmung hin, das wäre eine unendlich bedeutungsvollere Thatsache als gewisse Leute glauben.“

Die Umsturzvorlage wird durch nichts gerechtfertigt; vielmehr veranlaßt sie Miß. Sie ist ebenso unnütz als gefährlich. Sie ist unnütz, weil sie lange Jahre die den Umsturz der gegenwärtigen sozialen Ordnung erstrebenden Parteien keine so wenig revolutionäre Haltung zeigen, wie im gegenwärtigen Augenblick. Die Parteien verfolgen in dem Schatten des Gesetzes die Bewirkung ihrer Forderungen, gerade wie die allerkonserverativen.“

„Es ist auch in der letzten Zeit nichts, rein nichts passiert, was ich will nicht sagen einen Grund, aber wenigstens einen Vorwand hätte geben können, den Gesetzgebungsapparat gegen die Umsturzvorlage in Bewegung zu setzen. Das Projekt hat aber auch eine geradezu gefährliche Seite. Wenn es gegen alle Voraussicht zum Gesetz werden sollte, so würde es durch die elastische Unbestimmtheit seiner Bestimmungen eine über den Köpfen aller Parteien schwebende Drohung sein und deren freie Bewegung ohne jeden Nutzen und zum Schaden von allen führen. Zu glauben, daß ein solches Gesetz wie durch Zauberei den Aufschwung der sozialdemokratischen Partei hemmen würde, das wäre nach den gemachten Erfahrungen nicht mehr Albernheit, es wäre einfach Wahnwitz.“

Dem Reichstag nur ein solches Gesetz vorzuliegen, zeigt unbestreitbar von einer sehr großen Verkenntnis der öffentlichen Meinung

Wilhelm Blauenstein und sein Nachfolger.

von Fritz Stahl. (Nachdruck verboten.)

Das Kapitel der Baugeschichte Berlins, das die Ueberschrift „Wilhelm Blauenstein“ trägt, schließt zu Ende zu gehen. Es hieß, der Stadtbaurath werde, wenn demnächst seine zehnjährige Amtsperiode zum zweiten Male abläuft, nicht wieder als Bewerber um diese Stellung auftreten. Jedermann hätte dann dem im Dienste der Stadt ergrauten Beamten gerne die verdiente Ruhe gegönnt, auch der begeisterte Gegner seiner Thätigkeit hätte sich wohl gehütet, dem alten Herrn kritische Scheltworte nachzurufen, wenn er ging.

Aber er geht nicht. Das Gerücht war die müßige Entfindung eines zeilenförmigen Reporters. Und wer noch etwa zweifelte, den hat das Auftreten Blauensteins in der Stadtverordneten-Versammlung, ein verspäteter und mißglückter Redefertigungsversuch, eines Besseren belehren müssen. Er geht nicht. Das aber ändert die Sache ganz und gar. Wer sich um ein Amt, und noch dazu um ein wichtiges Amt bewirbt, ein Amt, an dessen Befahrung die Öffentlichkeit ein so großes Interesse hat, der fordert die öffentliche Kritik heraus. Jede andere Rücksicht muß schwinden, auch die, welche die wilderen Stürmer noch dem Alter gerne zollen. Und nur eine einzige Frage bleibt, ob dieser Mann geeignet für dieses Amt ist.

Deshalb muß heute gesagt werden, was man sonst gut auf spätere Zeit hätte vertrauen können.

Es wird bei Fragen, die mit der Kunst zusammenhängen, besonders wenn es sich um ein allfälliges Urtheil über einen Künstler handelt, in unseren Tagen immer und immer beschäuft, einen Gegenstand der Richtungen zu konstruieren. Ich möchte diesem Verfahren, wenn er auch in dieser Angelegenheit gemacht werden sollte, schon vorher begegnen. Es ist ja sehr billig, mit tauglichen, vielverschiedener Geschwindigkeit aus dem Gegenstand Blauensteins einen Gegner der Schindelform Richtung zu machen. Und gegen den läßt sich natürlich bei einiger Geschicklichkeit leicht polemisieren. Mit fast sicherem Erfolg — bei allen Gegenständen,

in Preußen und Deutschland. Man kann ein Volk wie das unsrige nicht nach einem Wink marschieren machen. Man braucht noch kein tiefer Politiker zu sein, um einzusehen, daß, je mehr man gegen die Sozialdemokratie Gesetze macht, man um so mehr die Zahl ihrer Anhänger und ihre Widerstandskraft vergrößert. Unter den Anhängern derselben, die man dem Verlangen der Staatsführung bei dem Ausbruch entgegen, haben die Wahlerfolge der Sozialdemokraten sich fast verdoppelt. Ein ähnliches Ergebnis würde durch ein ähnliches Gesetz herbeigeführt; es würde die Liberalen nur schmerzweise in das sozialdemokratische Lager treiben, um die entsetzteste Reaktion zu bekämpfen. Das würde natürlich nur auf Kosten der mittleren Meinungen und eines weissen Fortschritts geschehen. Günstigerweise sind wir noch nicht da, um die Hoffen, daß wir niemals dahin kommen werden. Die Bemerkung wird über die Lebenshaftigkeit der Herrschaft wieder gewinnen. Unsere Staatsmänner, die trotz allem die besten Absichten haben, werden bei Zeiten den Mordgrund erkennen, der sich unter ihren Füßen öffnet und eine abel eingeleitete Politik ausgeben, die leicht unseren Staatsverrichtungen gefährlich werden könnte.“

„Ihr neuer Kaiser.“ schob der Korrespondent ein, „den ich von Weitem, allerdings sehr von Weitem in Paris an der Arbeit gesehen habe, hat mir immer den Eindruck eines verächtlichen, gemäßigten Mannes gemacht.“

„Sie haben ihn vollständig richtig beurtheilt,“ antwortete Virchow. „Und nun kann behauptet, daß, was ihn betrifft, er stets für die vernünftigen Abflüsse eintreten werde.“

„Und Herr v. Köller?“ frug der Korrespondent.

„Herr von Köller war, als wir Kollegen im Reichstag waren, ein sehr liebenswürdiger Mann, aber ein Reaktions: bis in die Fingergipfen. Ich werde mich insofern hüten, zu behaupten, er habe nichts gelernt und nichts vergessen. Er hat längere Zeit im Elsaß in der unmittelbaren Umgebung des Fürsten Hohenzollern gelebt. Die Prägnanz des Einen mußte wohl auf die „Schweidigkeit“ des Andern einwirken. Und dann stehen die Menschen unter der Herrschaft der Jahre. Also halten wir unser Urtheil zurück, hoffen wir das Beste und sagen wie mit Ihrem sehr gut hierher passenden Sprichwort: Qui vivra verra.“

Nügen die Warnungen Virchows als treuen Gfartes dazu beitragen, die dem öffentlichen Leben Deutschlands drohende Gefahr abzuwenden.

Warum fiel Dr. Weyerle?

(Von unserem Korrespondenten.)

© Wien, 26. Dezember.

Der Jahreswechsel fällt diesmal mit einem ungünstigen Kabinetswechsel zusammen, und der Wächter des kalendrischen Jahres bildet zugleich jenen eines kirchlichen Jahres im St. Stephansreich. Die ganze Doppelmonarchie steht unter der Macht dieses Ereignisses; auch Oesterreich bleibt gepannt nach jenseits der Leitha, seine eigenen Vorgänge einschließlich der Wahlreformfrage treten weit zurück hinter denjenigen, was in Ungarn sich abspielt. Dort wird in diesen Tagen der Kaiser eine große Anzahl von politischen Persönlichkeiten aus den verschiedensten Parteien empfangen, um ihre Ansichten über die Lage zu vernehmen. Liberale und oppositionelle Mitglieder des Abgeordnetenhauses sowohl als des Herrenhauses, freikämigere und konserverative Deputirte und Magnaten, gewesene Minister und Solche, die es werden wollen, selbst katholische und protestantische kirchliche Würdenträger werden in die Lage kommen, vor dem Monarchen auseinander zu setzen, wie sie den augenblicklichen Stand der Dinge aufzufassen und was nach ihrer Anschauung für die Zukunft am besten zu geschehen hätte. Ungefähr dreißig derartige Audienzen werden in der Wiener Hofburg stattfinden. Alle Parteien mit alleiniger Ausnahme der antibalistischen

ischen Unabhängigkeitspartei werden dabei vertreten sein. Das ist beispiellos. In solchem Umfange wie diesmal sind noch nie zuvor Beratungen vor die Krone erfolgt. Es muß aber hervorgehoben werden, daß der zurücktretende Ministerpräsident Dr. Weyerle den bezüglichlichen Vorschlag gemacht hat. Es sollte dem Monarchen Gelegenheit geboten werden, sich in der umfassendsten Weise zu informieren, und die Opposition, soweit sie überhaupt auf staatsrechtlicher Basis steht, sollte nicht klagen können, daß der Herrscher nur einseitig, bloß von den Anhängern des bisherigen Regimes über die Sachlage unterrichtet werde. Der Kaiser seinerseits acceptirte den Vorschlag unter Ausdrücken der Anerkennung für dessen Richtigkeit, er will in Würdigung des Entsches und der Tragweite der zu fallenden Entscheidung vorher ein möglichst klares und erschöpfendes Bild gewinnen.

Dies ist um so notwendiger, als die Situation in einem höchst eigenartigen Lichte erscheint. Ein Ministerium geht, das dem Lande in freirechtlicher, kultureller und materieller Beziehung große Dienste geleistet hat, das soeben erst glänzende Erfolge errungen und das Vertrauen der Mehrheit der Volksvertretung sowie des herrschenden Stammes genießt; ein Ministerpräsident geht, der mit herrlichem Gelingen eine seltene Kraft, seine eiserne Energie dem Lande und dem Volke gewidmet, der auf der Bahn des Fortschritts ein weit gefehrtes und von Vielen heiß ersehntes Ziel erreicht, der nicht um Haarebreite von seinem freirechtlichen Grundföhlen abgewichen, der den Bürgerbrief als sein solches Abseidiplom bezeichnet, der wie Wenige die Sympathien seines Volkes sich errungen, und dem dieses jetzt noch zujubelt, — er geht, obgleich seine Kraft ungebrochen, sein Mammesmuß unangebrochen ist und seine Anhänger ihm treu geblieben sind. So wenigstens erscheinen die Dinge nach Außen hin, so werden sie von einem sehr großen Theil der öffentlichen Meinung des In- und auch des Auslandes aufgefaßt, und es kann daher nicht verwundern, daß man überall die Frage hört: Wozu es denn sein? Warum geht Weyerle?

Und die rasche Antwort auf diese inhaltschwere Frage lautet kurz und bündig: Er wird gegangen! Man schickt ihn fort, weil er die Gunst des Hofes zu erwerben nicht im Stande war! Er fällt, weil er gefiehl!

Ist das auch wahr? Zum Theil allerdings, aber auch nur zum Theil, und zwar zu einem so geringen, daß er in der Hauptache gar nicht ausschlaggebend ist. Ich will, selbst auf die Gefahr hin, daß ich in den Verdacht gerathe, bis zu einem gewissen Grade gegen den liberalen Strom zu schwimmen, auf Grund meiner genaueren Kenntniss der wirklichen Vorgänge und im Interesse der geschichtlichen Wahrheit, versuchen, den richtigen Sachverhalt darzulegen und beruhe mich dabei zunächst auf Thatsachen, die kein Gerüchtere als Dr. Max Falk in den letzten Tagen im „Wester Floh“ bereits mitgetheilt hat, derselbe Dr. Falk, der ein intimer Freund Weyerles ist und von diesem auch zur Vernehmung vor den Kaiser vorgeführt wurde. Falk also erzählte in seinem Blatte, Weyerle habe die „Gunst des Hofes“ schon damals nicht befehen, als er zum Ministerpräsidenten ernannt wurde. Hierzu bemerke ich nun: Falk muß es wissen; was er da sagt, ist sicherlich unbefehbar. Mein hat dieser Mangel an Höflichkeit Weyerle verhehrt, all das zu vollbringen, was er vollbracht hat? Man weiß: Nein! Im Gegentheil, Weyerle war es befehden, mehr, viel mehr zu erreichen, als seine Vorgänger Liszka und Szapary, die sich ja im vollsten Maße der Hofgunst und des ganz befehenden persönlichen Vertrauens, ja der persönlichen Sympathie des Kaisers in hohem Grade erfreuten, je erreichen konnten. Er, der

wenn man mit etlichen kräftigen Seitenlieben im Allgemeinen den verdorbenen Geschmack der bösen Gegenwart gefiehl.

Es ist grotesk, Blauenstein mit Schinkel zu vergleichen. Aber dieser Vergleich läßt sich nicht umgehen. Denn sich natürlich und seinen Freunden, sogar einem großen Theil der älteren Architekten gilt er als der einzige und letzte Vertreter Schinkelnschen Geistes, der bezeugt ist, die allein seligmachende wahre Kunst gegenüber allem Umstürmen der jungen Generation zu vertheidigen. Solche Redenden aber sind unzerstörbar und wirken mit suggestiver Kraft auch auf weitere Kreise, wenn sie nicht einmal gründlich ausgerotet werden.

Wie geistlos die Nachahmung ist, deren sich Blauenstein rühmt, wie wenig er den Meister verstanden hat, den er bekennt, zeigt sich in vielen Dingen. Im deutlichsten vielleicht in Folgendem: Schinkel hat, wo er sich an geschichtliche Formen anschließt, also im Schauspielhause, den Putzban angewendet. Der Putzban ist nichts Schönes, des Putzban angewendet, der Tauschung wegen, die in der Kunst zum Glück für uns heute als durchaus verpönt gilt, aber er hat den Vortheil, daß man in ihm den Stein, also auch Formen und Ornamente, die für den Steinfinden erfinden sind, nachahmen kann. Wo Schinkel den Backstein gebauet, da hat er in feinschöner Weise auf solche Formen und Ornamente verzichtet. Das ist kunstförmig. Am aber kommt der handwerkliche Backstein. Er nimmt die Hausformen und das Backsteinmaterial und bringt aus beiden unermesslichen Dingen ein unerträgliches Ganzes zusammen. Das Gymnasium in der Dorotheenbergstrasse, einer der ersten Bauten Blauensteins in Berlin, ist ein furchtbares Beispiel. Man hat Blauenstein in einer Arbeit über Baumaterialien, die für Berlin betrautet kommen, erzählt, wie die Verbreitung der Renaissanceformen im sechzehnten Jahrhundert den allgewohnten Backstein zu Gunsten des Purpures zurückdrängt. Er weiß das also, schreibt es und merkt dabei nicht einmal, daß der Grund dieser Thatsache darin liegt, daß die antikisirenden Formen durchweg in Backstein sich nicht darstellen lassen. Welche tiefe Einsicht muß dieser Mann in das Wesen seiner Kunst haben!!

Dieses ein Beispiel macht es fast überflüssig von den

übrigen zu sprechen. Aber da es ja immer Leute giebt, die solche Dinge, obwohl sie eminent praktisch sind, aus mangelndem Verständnis als blaffe Theorie bezeichnen, so sei noch auf anderes hingewiesen. Schinkelns Einfachheit ist nur äußerlich, der innere Reichtum an Einfällen ist nur innerlich, fast schon zu Tage. Durch einfache Formen hebt er die Wichtigkeit der glatten Fläche auf. Diese unheimlichen Dinge glaubt Blauenstein entbehrlich zu können und verlegt uns in dem trostlos oder Polizeipräsidium glatte Wandflächen, die mehr als ein Dutzend Fenster Breite und drei Stockwerke Höhe haben. Doch er auf solche raffinierte Feinheiten, wie sie sein angeleglicher Meister in der Bauakademie angebracht hat, wo z. B. die Startheit des Schemas dadurch aufgehoben ist, daß die Fenster des oberen Stockwerks ein wenig kleiner gehalten sind als die unteren, nicht achtet, braucht kaum gesagt zu werden. Aber auch in Dingen, die auch das ungeschickte Auge fieht, bleibt er alles schuldig. Fundament und Gesimse, Portale und Fenster, alles ist flau und ohne jeden Ausdruck.

Doch genug der Aufzählungen! Man gehe dem Schauspielhause an der Bauakademie vorbei zur Markthalle, dem Polizeipräsidium und dem Sparassien, palast! Man thue seine Augen auf und sehe! Und ich bin überzeugt, Niemand wird mehr glauben, daß Blauenstein mit Schinkel irgend etwas gemein hat. Er gleicht ihm nicht mehr als der Wallensteinische Wachtmeister seinem Feldherrn.

Es ist also keine Verurteilung Schinkelns, wenn man Blauenstein verurtheilt. Im Gegentheil, gerade wenn man von Schinkelns Kunst ausgeht, wird man um so schroffer Blauensteins Handwerker bezeichnen müssen.

Und um die Sache doch auch einmal von einer anderen Seite anzusehen, wie anders sind denn doch die Ansprüche, die man an Bauten der Hauptstadt des deutschen Reiches stellen muß, als jene, die man an die Bauten der preussischen Residenz stellt. Schinkel hat aus der Noth der Sparamkeit die Tugend der Einfachheit gemacht. Das, was er nicht ausgeführt hat, seine Entwürfe und Phantasien zeigen, daß er für andere Aufgaben auch andere Ausdrucksmittel hatte. Lag dem für